

Zeitschrift:	Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie = Revue philosophique et théologique de Fribourg = Rivista filosofica e teologica di Friburgo = Review of philosophy and theology of Fribourg
Band:	68 (2021)
Heft:	2
Artikel:	Komparativer Ironismus : Richard Rorty über plurale Vokabulare und die Vergleiche zwischen ihnen
Autor:	Sass, Hartmut von
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1047457

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

HARTMUT VON SASS

Komparativer Ironismus

Richard Rorty über plurale Vokabulare und die Vergleiche zwischen ihnen

„That is to say, while it is because of a big gap in philosophy that we can give no general account of the concept of virtue or of the concept of justice, but have to proceed, using the concepts, only by giving examples; still there is an area where it is not because of any gap, but is in principle the case, that there is no account except by way of examples: and that is where the canon is ‘what’s reasonable’: which of course is *not* a canon.”

G.E.M. Anscombe¹

1. HINFÜHRUNG: THEORIEN ODER BEISPIELE?

Richard Rorty sei bei seinen ‚analytischen‘ Kollegen so beliebt wie einst Kierkegaard beim christlichen Bürgertum. So drückte es Alasdair MacIntyre einmal aus,² und die Analogie hat tatsächlich einiges für sich, zogen doch beide abtrünnigen Ironiker den Zorn der Gegenseite auf sich, indem sie diese von innen heraus befragten. Nicht externe Kritik am Gegenstand steht dann im Vordergrund, sondern die Gefahren, die Sache selbst zu miss verstehen, werden nun zum Thema. Gott und die Welt sind davon gleichermaßen betroffen.

Was Rorty dabei artikuliert, ist die ausgeprägte Reserve gegenüber den Ansprüchen theoretischer Verallgemeinerungen. Der Grund jener Absage liegt nicht allein im Verdacht, diese Generalisierungen – mit Blick auf Wahrheit, Wissen, Moral, die ‚Natur‘ oder das ‚Wesen‘ des Menschen – könnten wir uns nicht länger leisten, sondern zugleich in der Sicht, wir hätten für sie überhaupt keinen Gebrauch mehr. Zu den Limitierungen der Theorie tritt somit ihre praktische Überflüssigkeit. Das Problem dieses Anspruchs liegt jedoch auf der Hand, sobald man diesen auf sich selbst anwendet. Die Abweisung des Generellen in Form der Theorie kommt ihrerseits recht generell daher und droht, den Einfall zu missachten – womöglich selbst im Namen theoretischer Prämissen. Wie wir sehen werden,

¹ *Modern Moral Philosophy*, in: *Philosophy* 33 (1958) 1, 1–19; reprint in: *The Collected Philosophical Papers of G.E.M. Anscombe*, vol. 3: *Ethics, Religion and Politics*. Minneapolis: Minnesota UP 1981, 26–42, 39.

² So MACINTYRE, Alasdair: *Richard Rortys Vermächtnis*, in: *Pragmatismus als Kulturpolitik. Beiträge zum Werk Richard Rortys*, hg. v. Alexander Gröschner, Mike Sandbothe. Berlin: Suhrkamp 2011, 38–52, 51.

antizipiert Rorty dieses Gegenmanöver, indem er die Gegenseite nicht widerlegen, sondern nur ‚schlecht aussehen lassen‘ möchte.³

Bleiben wir aber zunächst beim methodischen, mithin metaphilosophischen Problem der Erreichbarkeit und Reichweite von Theorien. Diese Schwierigkeit spielt für Rortys Kritik der westlichen Philosophietradition eine hervorragende Rolle, findet sich aber insgesamt bei Autoren, die von Wittgenstein beeinflusst sind. Sie konkretisiert sich an der Frage nach der Möglichkeit moralphilosophischer Theorien im Kontrast zu reichhaltigen Beschreibungen moralisch signifikanter Konflikte. Die uns hier beschäftigende Alternative bringt etwa Onora O’Neill auf die vereinfachte Wahl zwischen Normen und Beispielen bzw. zwischen der strikten Orientierung an Prinzipien zur Lösung spezifischer Probleme einerseits und einem exemplarischen Denken andererseits, das am Verstehen des Einzelfalls interessiert ist.⁴ Wie die Präferenzen bei der Kantianerin O’Neill liegen, überrascht nicht; und so muss ihr die Wittgensteinianische Absage an theoretisch tragfähige Prinzipien wie die Verabschiedung des Philosophierens insgesamt vorkommen. Stein des Anstoßes sind Aussagen wie die folgende, vorgetragen von Peter Winch:

“All we can do, I am arguing, is to look at particular examples and see what we do want to say about them: there are no general rules which can determine in advance what we *must* say about them.”⁵

Das wird nicht nur Kantianern als ‚zu wenig‘ erscheinen, und doch wertschätzt O’Neill die Reflexivität und Sensibilität moralphilosophisch motivierter Beschreibungen, um deren Konzentration auf individualethische Fragen ohne hinreichendes Problembewusstsein für soziale und politische Herausforderungen schließlich doch zu bemängeln. Dazu sei nun einmal eine „moral theory“ vonnöten, die Urteile jenseits der „particular examples“ ermögliche und dabei auf Beispiele für rein illustrative Zwecke zurückgreife.

Genau diese Domestizierung des Beispiels zum rein illustrativen Ornament einer davon unabhängig formulierten Theorie wird von Winch, aber auch von Rorty nun gerade befürchtet. Der sich hier abzeichnende Konflikt wird am Fall der philosophischen Einbeziehung von Literatur besonders greifbar: Ist die Bezugnahme auf Erzählungen und Romane bei Winch und Rorty lediglich die Exemplifizierung des Generellen oder liegt in der narrativen Konkretheit der Literatur doch Wesentlicheres als bloße Bebildung allgemeinerer Ansprüche? In der Perspektive beider (und vieler

³ Vgl. RORTY, Richard: *Kontingenz, Ironie und Solidarität*, übersetzt von Christa Krüger. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992, 84.

⁴ Vgl. O’NEILL, Onora: *The Power of Example*, in: *Philosophy* 61 (1986) 1, 5–29, bes. 5f.; zu einer Philosophie des Beispiels siehe SCHAUB, Mirjam: *Das Singuläre und das Exemplarische: Zu Logik und Praxis der Beispiele in Philosophie und Ästhetik*. Zürich: Diaphanes 2010, Kap. VI.

⁵ WINCH, Peter: *Moral Integrity*, in: DERS.: *Ethics and Action*. London: Kegan & Paul 1972, 182.

anderer) Autoren ist sie offensichtlich Zweites, was jedoch auslegungsbedürftig bleibt.⁶ Hingegen werden die meisten der zahlreichen Gegenvoten O'Neill zustimmen, dass es schwierig ist, von literarischen und also hypothetischen Beispielen zu moralisch signifikanten Entscheidungen zu gelangen, ohne dabei Prinzipien und Theorien, denen die Beispiele korrespondieren, in Anspruch zu nehmen.⁷

Doch die Frage drängt sich auf, welchen Status die gewählten Beispiele genießen bzw. wovon und wofür sie eigentlich Beispiele sind. Kritische Kommentare zu O'Neill bemängeln häufig, dass sie davon ausgehe, jene Beispiele warteten lediglich auf unsere moralische Beurteilung. Demgegenüber fungierten Winchs Auslegungen etwa zu *Billy Budd* von Herman Melville oder Rortys Orwell- und Nabokov-Interpretationen ihrerseits als Beispiel dafür, wie Menschen überhaupt moralische Urteile erreichen. Genau dadurch werde deutlich, wie unterschiedlich die Wege, zu moralischen Urteilen zu gelangen, ausfallen können.⁸ Das Beispiel warte demnach nicht auf seine Verallgemeinerung, um signifikant zu sein, sondern enthalte alles, was moralphilosophisch von Gewicht sei, wenn es sich um ein ‚gutes‘ Beispiel handle – und genau diese ‚Güte‘ erhofft man sich von der ‚dichten Beschreibung‘, für die der Roman steht. Die Kritik der Theorie wird folglich nicht präsentiert, um eine alternative Theorie vorzutragen, sondern um für eine andere Herangehensweise in der Philosophie zu plädieren.⁹ Genau solch ein Plädoyer findet sich im Werk von Richard Rorty.

Der hier skizzierte Hintergrund macht sich bei Rorty an zwei Kontexten besonders bemerkbar. Zum einen setzt sich Rorty bekanntlich für die Pluralität der Beschreibungen unserer selbst als auch unserer Umwelt ein – nicht nur im Modus der Anerkennung, dass es diese Mehrzahl bereits gibt, sondern zugleich im imaginativen Gestus der Erfahrung immer weiterer Deskriptionen. Jedoch sinken die Aussichten adäquater Theorien mit der steigenden Heterogenität von vorgefundenen wie selbst gestifteten Beschreibungen. Zum anderen vertraut Rorty auf die Kraft der Literatur, die uns aus unserer Selbstbezogenheit erlösen würde und uns zu empfindsameren Wesen werden lasse.¹⁰ Dabei fungiert vor allem der Roman als Beispiel-Lieferant alternativer Selbstverständnisse, welche in theoretischen Verallgemeinerungen nicht einzufangen seien.

⁶ Dazu DIAMOND, Cora: *The Realistic Spirit. Wittgenstein, Philosophy, and the Mind*. Cambridge, MA: MIT Press 1991, 306.

⁷ Siehe O'NEILL: *The Power of Example*, 18.

⁸ Vgl. PHILLIPS, Dewi Z.: *The Presumption of Theory*, in: DERS.: *Interventions in Ethics*. Albany: SUNY 1992, 61–85, 70 und 79.

⁹ PHILLIPS: *The Presumption of Theory*, 68.

¹⁰ Siehe RORTY, Richard: *Der Roman als Mittel zur Erlösung aus der Selbstbezogenheit*, in: KÜPPER, Joachim/MENKE, Christoph (Hgg.): *Dimensionen ästhetischer Erfahrung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003, 49–66, bes. 59.

Die folgenden Überlegungen nehmen sich beiden, miteinander verbundenen Kontexten an, indem sie zunächst die entsprechenden argumentativen Hintergrundannahmen jener doppelten Theoriereserve in Erinnerung rufen, sodann den exemplarischen Charakter der Neubeschreibungen und literarischen Beispiele klären, um endlich die bislang vernachlässigte Frage zu verhandeln, wie zwischen den Deskriptionen und Romanvorlagen als passende, hilfreiche, eröffnende, auch interessante Versionen unserer selbst und unserer Umgebung zu entscheiden wäre. Und genau dafür benötigt Rorty den Vergleich zwischen den (Neu)Beschreibungen bzw. innerhalb der Pluralität von literarischen Quellen.

2. IRONIE UND DIE PLURALITÄT UNSERER VOKABULARE

Der erste Kontext, in dem komparative Verfahren für Rorty wesentlich werden, ist ein epistemischer. Mit Rortys kritischer Absage an die Korrespondenztheorie der Wahrheit drängt sich die Frage auf, wie denn mit konkurrierenden Beschreibungen der Wirklichkeit umzugehen sei, wenn sie nicht mehr in einem substantiellen Sinne mit der Realität ‚abgeglichen‘ werden können. Der vertikale Abgleich weicht nun dem horizontalen Vergleich; nicht mehr die Beziehung unserer Vokabulare zu ihren ‚wirklichen‘ Referenten steht nun im Zentrum, sondern die Relation zwischen den Vokabularen beschäftigt Rorty. Und diese Zwischenbeziehungen bringen den Vergleich dieser Vokabulare ins Spiel. Ebendies gilt auch für den zweiten Kontext, der hier zu betrachten sein wird. Dabei handelt es sich um einen methodischen, der den Status philosophischer Arbeit insgesamt betrifft. Rorty setzt sich dafür ein, dass Philosophie nicht länger Wirklichkeit korrekt abbildet, sondern auf möglichst interessante Weise Menschen bildet. Sie wird dabei selbst zur Literaturkritik umfunktioniert, sofern ihr Theoreme als narrative Angebote erscheinen, die abgewogen, vertieft oder aussortiert werden sollen. Auch dafür sind komparative Verfahren nötig, wodurch deutlich wird, weshalb Philosophie und eine vergleichende Literaturwissenschaft zunehmend konvergieren.

2.1. Abschied von der Wahrheit?

Eines der umstrittensten Segmente in Rortys neo-pragmatischem Ansatz ist seine Kritik der klassischen Wahrheitsauffassung. Diese besagt bekanntlich, Wahrheit bestünde in der Korrespondenz zwischen Sprache und Welt, genauer: zwischen assertorischer Rede und den in dieser Rede adressierten Ausschnitten aus der Wirklichkeit. Rorty spricht sich nun vehement gegen diese Wahrheitstheorie aus, ohne auf ihre Details und unterschiedlichen Lesarten einzugehen, sondern indem er den sich durch alle Varianten dieser Theorie durchhaltenden Kern angreift. Dieser Angriff mache, so Rorty

weiter, das Zentrum des Pragmatismus aus.¹¹ Und er beruht im Wesentlichen auf zwei kritischen Überlegungen.

Zum einen habe man der Idee der Übereinstimmung nie Sinn abgewinnen können. Von Korrespondenztheoretikern werde behauptet, dass die Wirklichkeit als Wahr- oder Falschmacherin in Bezug auf Sätze fungiere. Vorausgesetzt sei dabei, dass Einheiten der Sprache im Fall der Wahrheit auf Einheiten der Realität ‚passten‘, während diese Passung nicht vorliege, wenn Falsches behauptet würde. Einmal abgesehen davon, dass damit Wahrheit exklusiv auf behauptende Rede bezogen wird (und Wahrheit in Bereichen wie Ethik, Ästhetik, Religion, aber auch hinsichtlich Geschmack und Präferenz prekär bleibt), verbindet diese Theorie zwei ontologisch distinkte Areale. Spracheinheiten und Wirklichkeitsfragmente sollen hier korrespondieren. Und Rorty bestreitet, dass dieser „garstig breite Graben“ (G.E. Lessing) durch eine Form der Übereinstimmung je überwunden werden könnte; mehr noch, diese Unterstellung sei sinnlos und philosophisch untauglich.¹²

Zum anderen – und mit dem ersten Punkt verbunden – erwägt Rorty das folgende Argument: Wahrheit existiert nicht ‚dort draußen‘, sondern bildet eine Eigenschaft von Sätzen; Sätze aber sind Elemente menschlicher, d.h. von Menschen geschaffener Sprachen; nicht die Welt sagt uns, wie wir sie beschreiben und einteilen sollen, sondern dies ergibt sich aus den Kontingenzen unserer Lebensformen; wenn aber die Sprache als Inbegriff unterschiedlicher Redeweisen contingent ist, ist es die Wahrheit ebenso, ohne dass man zwischen verschiedenen Vokabularen entscheiden kann, welches ‚besser‘ zur Wirklichkeit ‚passt‘; die Wirklichkeit jedoch ist indifferent gegenüber unseren Modi, sie zu beschreiben, sodass Sätze nur immer wieder auf andere Sätze, nie aber auf eine sprachunabhängige Wirklichkeit verweisen.¹³ Rorty sortiert damit programmatisch den erkenntnistheoretischen Repräsentationalismus aus, weil die Sprache als ein Medium zwischen Geist und Welt missverstanden sei; vielmehr bilde Sprache einen Teil unseres Verhaltens und unserer Praxis und gleiche damit eher einem Werkzeug als einem Modul der Abbildung.¹⁴

¹¹ Vgl. RORTY, Richard: *Pragmatismus und Romantik*, in: DERS.: *Philosophie als Kulturpolitik*, aus dem Amerikanischen v. Joachim Schulte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2008, 186–210, 186.

¹² RORTY, Richard: *Introduction: Pragmatism and Philosophy*, in: DERS.: *Consequences of Pragmatism (Essays: 1972–1980)*. Minneapolis: Minnesota UP 1982, xiii–xlvi, bes. xvii.

¹³ Dieses Argument trägt Rorty an mehreren Stellen vor; die genaueste Version findet sich im ersten Kapitel seines Ironiebuchs; vgl. *Kontingenz, Ironie und Solidarität*, 24f., 29, 41; siehe auch *Der Spiegel der Natur. Eine Kritik der Philosophie*, übersetzt von Michael Gebauer. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003, 375.

¹⁴ Vgl. RORTY, Richard: *Introduction: Pragmatism and Philosophy*, in: DERS.: *Consequences of Pragmatism*, xix.

Es ist nun ganz unmöglich, aber auch für unsere Zwecke unnötig, in die weit verzweigte Debatte zu den Rorty'schen Überlegungen detailliert einzusteigen. Gegen die Idee, das Paradigma des Galileo Galilei funktioniere lediglich ‚besser‘ als das Aristotelische, ohne der darin beschriebene physikalische Wirklichkeit in einem interessanteren wie entscheidenden Sinn ‚näher‘ zu sein,¹⁵ hat sich nicht nur Kritik entzündet, sondern auch Entrüstung.¹⁶ Wie Rorty die Überlegenheit der neuzeitlichen Physik gegenüber der antiken beschreibe,¹⁷ sei schlicht inadäquat.¹⁸ Und gerade in einem Zeitalter, in welchem relativistische Positionen die Differenz zwischen Wahrheit und fake bis hin zur Lüge zu verwischen drohen, sei wieder auf robustere Formen des epistemischen Realismus zu setzen.¹⁹

Wenn Rorty am Begriff der Wahrheit überhaupt festhält, dann in einem konventionalistischen sowie kohärentistischen Sinn als relativ stabile Übereinkunft innerhalb einer Sprechergemeinschaft sowie deren einigermaßen widerspruchsfreien Hintergrundannahmen und Überzeugungen.²⁰

Ich stimme dem Unbehagen gegenüber Rortys Aussortierung eines substantiellen und d.h. korrespondenztheoretisch ausbuchstabierten Begriffs des Wahrseins zu. Und dennoch denke ich, dass seine Überlegungen zur Pluralität von Vokabularen und damit zugleich seine Andeutungen zur Praxis des Vergleichens zwischen ihnen überaus relevant bleiben. Inwiefern sie das für den Bereich der naturwissenschaftlichen Forschung sind, möchte ich hier dahingestellt sein lassen, indem ich mich auf Bereiche beschränke, in denen die Vorstellung einer auch nur halbwegs eindeutigen Übereinstimmung unserer Sätze mit externen Tatsachen traditionell in Schwierigkeiten gerät. Ein Beispiel aus eben diesem Bereich ist unser moralisches Vokabular sowie die Weisen, uns selbst zu beschreiben. In diesen ‚weicher‘en Gefilden erscheint Rortys Konventionalismus und Kohärentismus weit unspektakulärer, seine Überlegungen aber zum Verhältnis jener lebensorientierenden wie identitätsstiftenden Vokabulare jedoch zugleich hilfreicher und viel treffender.²¹

¹⁵ Dazu RORTY: *Pragmatismus und Romantik*, 193; kritisch dazu TAYLOR, Charles: *Rorty and Philosophy*, in: GUIGNON, Charles/HILEY, David R. (eds.): *Richard Rorty* (= Contemporary Philosophy in Focus). Cambridge: Routledge 2003, 158–180, 172f.

¹⁶ Vgl. KIM, Jaegwon: *Rorty on the Possibility of Philosophy*, in: *The Journal of Philosophy* 77 (1980) 10, 588–597, 596.

¹⁷ Siehe RORTY, Richard: *Texts and Lumps*, in: *New Literary History* 39 (2008) 1, 53–68, 55.

¹⁸ Siehe PUTNAM, Ruth Anna: *Poets, Scientists, and Critics*, in: *New Literary History* 17, ‚Philosophy of Science and Literary Theory‘ (1985) 1, 17–21, 21.

¹⁹ Dies ist sicher einer der Gründe, warum das Programm eines „neuen Realismus“ von Autoren wie Maurizio Ferrari oder Markus Gabriel gegenwärtig eine Vorschussplausibilität genießt.

²⁰ Siehe RORTY, Richard: *Philosophy and Social Hope*. London: Penguin 1999, 149.

²¹ Zuweilen hält Rorty selbst an einer notwendigerweise vage bleibenden Differenz zwischen robusten und weicher Bereiche unserer Lebenswelt fest. Dies zeigt sich etwa, wenn er Naturwissenschaften mit der Praxis des Problemlösens verbindet, während Geisteswissen-

2.2 Ironie und die Pluralität der Beschreibungen

Rorty fasst das Anliegen seines 1989 erschienenen Buches *Kontingenz, Ironie und Solidarität* wie folgt zusammen:

„Die Grundvoraussetzung dieses Buches ist, daß eine Überzeugung auch dann noch das Handeln regulieren, auch dann wert sein kann, daß man das Leben für sie läßt, wenn die Träger dieser Überzeugung dessen gewahr sind, daß sie durch nichts anderes verursacht ist als kontingente historische Bedingungen.“²²

Passagen wie die zitierten versuchen, die Balance einzuüben zwischen der Kontingenz selbst unserer tiefsten Überzeugungen, ihres Gewordenseins und ihrer Veränderbarkeit einerseits und andererseits der dennoch möglichen Gewissheit mit Blick auf die Richtigkeit dieser Überzeugungen und der sich daraus ergebenden Notwendigkeit, nach ihnen zu handeln. Es ist eine wiederum Wittgenstein'sche Einsicht, die auch Rorty vor einem Abgleiten in relativistische Untiefen abhält, nämlich das Festhalten daran, dass bestimmte Überzeugungen derart mit unserem Leben verwoben sind, dass deren Verneinung sinnlos bleibt.²³ Dieses sichernde Moment wird marginalisiert, wenn man – wie Rorty selbst – stets das historisierende Element der Kontingenz hervorhebt und Ironiker so bestimmt, dass sie die Zweifel an angeblich „abschließenden Vokabularen“ am Laufen halten, weil alles auch ganz anders sein könnte. Die Ironie besteht gerade nicht allein darin, finalen Redeweisen abzusagen, und der Bereitschaft, immer neue Beschreibungen auszuprobieren, sondern ebenso darin, trotz dieser doppelten Offenheit an potenziell variablen Überzeugungen als Ausdruck der eigenen Identität festzuhalten.²⁴

Diese Ironie könne man sich allerdings nur im Privaten leisten; von einer öffentlichen Ironie spricht Rorty hingegen nirgends. Doch jener Dualismus zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit ist ein unglückliches und – man denke an die vermeintlich nur private Religion²⁵ – meist gar nicht funktionierendes Überbleibsel der alten Innen/Außen-Unterscheidung des Cartesianismus. Die Ironie kann sich sehr wohl veröffentlichen, zumal die Beschreibungen samt immer neuer Vokabulare häufig gerade nicht im Privaten verbleiben, sondern unser Miteinandersein berühren vermag.

schaftler auf das Erzählen von Geschichten und unsere Transformation durch diesen Vorgang abonniert seien; siehe RORTY, Richard: *Philosophie & die Zukunft. Essays*. Frankfurt a.M.: Fischer 2001, 68 und 71; anders jedoch DERS.: *Die moderne analytische Philosophie aus pragmatistischer Sicht*, in: DERS.: *Philosophie als Kulturpolitik*, 231–255, bes. 234 und 238.

²² *Kontingenz, Ironie und Solidarität*, 306.

²³ Vgl. WITTGENSTEIN, Ludwig: *Über Gewißheit*, in: *Werkausgabe*, Band 8. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1994, 113–257, §§ 125, 235, 414.

²⁴ Dazu RORTY, Richard: *Kontingenz, Ironie und Solidarität*. Kap. 4, bes. 127; ferner 189.

²⁵ Vgl. VON SASS, Hartmut: *Religion in a Private Igloo? A Critical Dialogue with Richard Rorty*, in: *International Journal for Philosophy of Religion* 70 (2011) 3, 203–216.

Mit der Kritik der Korrespondenztheorie der Wahrheit und der Verabschiedung ihres realistischen Anliegens ergeben sich für Rorty weitere Konsequenzen. Erstens weist er die Idee ab, es gebe ein abschließendes und letztes Vokabular. Mit einer finalen Redeweise meint Rorty die Sprache – sei es die einer Religion oder die ‚der‘ Naturwissenschaften –, welche ultimativ zur Wirklichkeit passe. Mit der Korrespondenz hingegen fällt auch die Finalität der Vokabulare, sofern kein letzter Standard der Korrektheit angegeben werden kann. Weder ‚die‘ Wirklichkeit, noch deren verdeckte Struktur, auch nicht das Gewöhnliche des Sprachgebrauchs oder eine erst noch freizulegende Grammatik könnten diesen Standard etablieren.²⁶ Dies führt nach Rorty zur Aufgabe, von der einzigen angemessenen ‚Spiegelung der Natur‘ zur Vielfalt der Artikulationen ohne Spiegel überzugehen.²⁷

Zweitens hält Rorty zwar an einer kausalen Beziehung der Sprache zur Welt fest,²⁸ unterstreicht jedoch, dass die sprachliche Kontingenz bestehen bleibe, weil die Welt uns keine Sprechweise vorschlagen könne. Sprache werde nicht einfach vorgefunden, sondern entwickle sich, und insofern werde die in der Sprache kodierte Wahrheit nicht entdeckt, sondern bestenfalls gemacht.²⁹ Daher könnte man – wie es Wittgenstein tat³⁰ – Sprache mit Werkzeugen vergleichen, müsse aber auch die Differenz innerhalb der Analogie festhalten: Während bei Werkzeugen der Zweck ihrer Anwendung klar bestimmt sei, bleibe dies im Fall der Sprache Gegenstand der Offenheit und Aushandlung.³¹

Drittens tritt Rorty für die Metaphorisierung der Sprache ein. Im Gefolge von Donald Davidson weist er die Idee ab, man könne zwischen eigentlichen und übertragenen Redeweisen unterscheiden, um Metaphern eine genuine Bedeutung als ‚uneigentliche‘ Sprache zuzuordnen. Dieser Dual von Eigentlichkeit und Übertragung ersetzt Rorty durch die bewusst vage Differenz zwischen vertrauten Ausdrucksweisen und überraschenden,

²⁶ Siehe RORTY: *Philosophie & die Zukunft*, 49; ferner FORSBERG, Niklas: *Philosophy, Literature, and the Burden of Theory. Review of Toril Moi's Revolution of the Ordinary: Literary Studies after Wittgenstein, Austin, and Cavell*, in: *Graduate Faculty Philosophy Journal* 39 (2019) 2, 1–15, 6 und 12.

²⁷ Es gibt weitere Gründe, warum finale Vokabulare dubios bis inadäquat erscheinen können. Wirft man der traditionellen Erkenntnistheorie vor, sie orientiere sich an einer faktisch unveränderbaren Wirklichkeit, und plädiert man dafür, die konstante Transformation und unabsehbare Evolution des Wirklichen auch philosophisch einzufangen, dann kann es schon aus diesem ‚realistischen‘ Grund keine abgeschlossenen Vokabulare geben; dazu bereits DEWEY, John: *Der praktische Charakter der Realität* (1907), in: DERS.: *Philosophie und Zivilisation*, aus dem Amerikanischen von Martin Suhr. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003, 38–57, 39f.

²⁸ Vgl. RORTY: *Kontingenz, Ironie und Solidarität*, 25.

²⁹ RORTY: *Kontingenz, Ironie und Solidarität*, 27.

³⁰ Siehe WITTGENSTEIN, Ludwig: *Philosophische Untersuchungen – Teil I*, in: *Werkausgabe*, Band 1. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993, 224–485, §§ 11 und 589.

³¹ Dazu RORTY, Richard: *Is Derrida a transcendental philosopher?*, in: DERS.: *Essays on Heidegger and others. Philosophical papers*, vol. 2. Cambridge: Cambridge UP 1991, 119–128, 126.

gar fremden Wegen der Artikulation. Metaphern hätten demnach keine (eigene) Bedeutung, sondern zeigten nichts weiter an als unvertrautes Sprachterrain.³² Geht es um die Auffindung immer neuer Weisen der (Selbst) Beschreibung, handelt es sich folglich um die „Ausweitung der Kampfzone“ mit den Mitteln der Metaphorik.

Vor diesem Hintergrund und gemäß der eigenen Prämissen kann Rorty nicht vorschreiben, welche Redeweise wir wählen sollten; er kann nicht einmal sein Plädoyer dafür begründen, dass wir jene Weisen unserer Artikulation – unsere „Vokabulare“ oder oft literarisch inspirierten „Beschreibungen“ – zu vermehren hätten. Nicht der Imperativ regiert hier, sondern der invitative Modus, um jene Einladung suggestiv und spannend erscheinen zu lassen. Die ohnehin zweifelhafte Hoffnung, ein Vokabular reiche aus, um alles beschreiben zu können, müsse aufgegeben werden mit Blick auf unterschiedliche Kontexte, aber auch hinsichtlich der Reichhaltigkeit von Ausdrücken, Metaphern und Theorien für einen Kontext.³³ Dafür sei Phantasie gefragt, die Rorty nicht mehr als Vermögen versteht, Vorstellungsbilder zu erzeugen, sondern „als Fähigkeit zur Veränderung sozialer Praktiken durch Empfehlung vorteilhafter neuer Verwendungen von Zeichen und Lauten“³⁴.

In späteren Texten legt Rorty den Gestus der Einladung ab und präsentiert die Möglichkeit permanenter Neubeschreibung einerseits als eine Aufgabe, die zu übernehmen sei, wenn ernst gemacht werde mit der Privilegierung der Bildung vor der Erkenntnis.³⁵ Andererseits ordnet er jene Sprachvielfalt und Sprachvervielfältigung in das Register der „Kulturpolitik“ als Streit darüber, welche Wörter (wie) gebraucht werden sollten. Dadurch werden jedoch Zwecksetzungen und neue Normen etabliert.³⁶

Und in der Tat liegt hinter dem Oszillieren zwischen Invitativ und Imperativ zur Neubeschreibung ein normatives Anliegen. Mit Blick auf die Verbindung von Literatur und Moral, von Lektüre und Selbsterweiterung fügt Rorty hinzu:

³² Rorty bietet zwei Lesarten zur Bedeutung der Metapher (und deshalb steht hier ‚eigene‘ auch in Anführungsstrichen): Entweder steht die Metapher nur für einen anderen als den vertrauten Gebrauch; zuweilen aber weist Rorty die Idee ab, Metaphern hätten überhaupt eine Bedeutung – gerade weil wir (noch) keinen Gebrauch für sie haben, sofern Bedeutung zu haben heißt, einen Platz in unseren Sprachspielen zu besitzen; dazu *Der Spiegel der Natur*, 22; *Essays on Heidegger and others*, 13 und 87; *Kontingenzen, Ironie und Solidarität*, 43f.

³³ Siehe RORTY: *Philosophy and Social Hope*, 6 und 12f.

³⁴ RORTY: *Pragmatismus und Romantik*, 190.

³⁵ So *Der Spiegel der Natur*, 389.

³⁶ Vgl. *Kulturpolitik und die Frage der Existenz Gottes*, in: *Philosophie als Kulturpolitik*, 15–55, 15.

“The hope is that if one understands enough poems, enough religions, enough societies, enough philosophies, one will have made oneself into something worth one’s own understanding.”³⁷

Zwar gibt es noch einen alternativen Strang, der die Zelebrierung der Neubeschreibungen motiviert – einen therapeutischen.³⁸ Im Zentrum jedoch steht die Hoffnung, vielleicht gar die späthumanistische Erwartung, dass uns Sprache bilde, dass Sprachenvielfalt uns durch immer neue Fremdheiten bereichere und dass dieser Reichtum eben nicht Distanzierung vom Anderen bewirke, sondern die sensible Einsicht darin befördere, wie unterschiedlich das Leben sein kann und wie beschränkt das eigene tatsächlich ist. Es ist dieses Verständnis und Einverständnis, welches uns, in Rortys Terminologie, ‚liberal‘ werden lasse als heilsame Mischung aus Empfindsamkeit für anderes und Neugier auf Neues. Für Liberale – hier folgt Rorty der Definition von Judith Shklar – sei das Schlimmste, was Menschen tun könnten, sich grausam anderen empfindsamen Wesen gegenüber zu verhalten.³⁹ Sprachvielfalt und -vervielfältigung hat demnach einen einzigen, zuletzt genuin moralischen Sinn: demütig zu werden und nie mehr grausam zu sein.⁴⁰

Auch dieses Bild sprachlicher, oft narrativer Identität lädt zur Kritik, zumindest zur Reserve ein: Ist Rortys Humanismus der Bildung nicht längst widerlegt? Ist dessen Topos der Bekämpfung von Grausamkeit nicht rein negativ und dadurch lediglich reduktionistisch bestimmt? Und wie könnte Rorty die implizite und doch latente Norm jener „Kulturpolitik“ als Vokabularverwaltung unter den selbst gesetzten Prämissen überhaupt begründen? Doch erinnern wir uns: Rorty gibt nicht vor, eine ‚Theorie‘ oder einen ‚Ansatz‘ begründen zu können, sondern er hat lediglich in Aussicht gestellt, diesen attraktiv zu machen, gegenüber dem die Alternativen schlecht aussehen werden.

Es ist jedoch ein zusätzliches Unbehagen, das eine interne Kritik enthält und hier zumindest angesprochen sei. Rorty bedenkt leider nirgends die lebensweltlichen Limitierungen, sich immer neue Beschreibungen – religiöse, politische, soziale, psychoanalytische, etc. – anzueignen. Einige Beschreibungen ‚passen‘ besser zu uns als andere, und mit einigen dieser passenden Beschreibungen mögen wir derart verbunden sein, dass eine Suche nach Alternativen der Suspension bereits gewonnener Identität gleichkäme. Nicht alle Optionen sind auch „lebendige Optionen“ für jemanden oder

³⁷ *Professionalized Philosophy and Transcendentalist Culture*, in: *Consequences of Pragmatism*, 60–71, 66.

³⁸ Von jenen Neubeschreibungen erwartet Rorty auch, ein Problem nicht unmittelbar lösen zu müssen, sondern durch veränderte sprachliche Konfiguration auflösen zu können; dazu *Philosophie & die Zukunft*, 72f.

³⁹ RORTY: *Kontingenz, Ironie und Solidarität*, 14.

⁴⁰ Vgl. ebd., 281.

alle.⁴¹ Die biographischen Grenzen der sprachlichen Selbsterweiterung, gleichsam die Selbstmetaphorisierung des Humanen übergeht Rorty, weil mit einem verordneten Nonkonformismus unbemerkt bleibt, dass übersteigerte Selbsterweiterung in jenen Fällen einer gefährlichen Selbstverfehlung gleichkommen könnte. Bei aller Sympathie für Rortys metaphorischen Humanismus droht die endlose Suche nach zusätzlichen Artikulationsformen das starke Selbst viel eher zu schwächen, als nachhaltig gegen die anti-liberale Grausamkeiten zu immunisieren.⁴² Selbstbejahung gleicht bei Rorty – ganz im Gegensatz zur Sicht Nietzsches – dem permanenten Expansionsdruck, gerade nicht einer Form souveräner Akzeptanz des Selbst.⁴³

Um jene Limitierungen in den Versuchen, sich immer neu zu beschreiben und dadurch anders zu verstehen, konstruktiv in Rortys postmetaphysische Hermeneutik einzubeziehen, sind die Relationen dieser wissenschaftlich oder literarisch gewonnenen Vokabulare untereinander genauer zu beleuchten. Dabei sind Vergleiche zwischen ihnen so aufschlussreich wie unvermeidlich.

2.3. Zwischen den Vokabularen, oder: Philosophie als Komparatistik

Wie zu sehen war, plädiert Rorty für den Übergang von vertikalen Abgleichen zwischen Repräsentationen und dem, was in ihnen repräsentiert wird, zu horizontalen Vergleichen zwischen unseren Vokabularen, die keine darstellende Funktionen mehr übernehmen. Wie ebenso zu sehen war, wird dadurch der Versuch aufgegeben, zwei ontologisch separate Elemente ins Verhältnis zu setzen, sodass es nun um die Relation von zwei unterschiedlichen Weisen der Artikulation geht.⁴⁴ Diese Alternative lässt sich auch in einem komparatistischen Vokabular ausdrücken: Demnach handelt es sich im einen Fall um den Vergleich zweier Glieder, die unterschiedlichen Kategorien angehören, wodurch die Möglichkeit ihres Vergleichs prekär wird; im anderen Fall stellt sich dieses Problem nicht länger, da eine Vergleich-

⁴¹ So drückt es William James für den religionsphilosophischen Kontext mit Blick auf die Pluralität religiöser Orientierungen aus; dazu *Der Wille zum Glauben* (1897), in: *Pragmatismus. Ausgewählte Texte*, hg. von Ekkehard Martens. Stuttgart: Reclam 2002, 128–160, u.a. 130.

⁴² Zu diesem Einwand siehe auch MACKENZIE, Ian: *Pragmatism, Rhetoric, and History*, in: *Poetics Today* 16 (1995) 2, 283–299, 286; REEVES, Charles Eric: *Deconstruction, Language, Motive: Rortian Pragmatism and the Uses of 'Literature'*, in: *The Journal of Aesthetics and Art Criticism* 44 (1986) 4, 351–356, 354; SCHULENBERG, Ulf: *From Redescription to Writing: Rorty, Barthes, and the Idea of a Literary Culture*, in: *New Literary History* 38 (2007) 2, 371–387, 375.

⁴³ Dazu THOMÄ, Dieter: *Erzähle dich selbst. Lebensgeschichte als philosophisches Problem* (1998). Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2007, 133, 145, 154f.; aus zeitdiagnostischer Sicht vor allem RECKWITZ, Andreas: *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp (2017) 52018, Kap. V.

⁴⁴ Dazu RORTY, Richard: *Philosophy as a Kind of Writing*, in: *Consequences of Pragmatism*, 90–109, 92.

barkeit durch die Zugehörigkeit der Vergleichsglieder zu einer Klasse gesichert ist.⁴⁵

Rorty selbst rückt nun den Vergleich in die Mitte philosophischer Tätigkeit – und dieser Zug liegt ganz auf der Linie des Weges, den er mit der Absage an eine Korrespondenz zwischen Sprache und Welt eingeschlagen hatte. Ist der Abgleich von sprachlichen Einheiten mit Ausschnitten der Wirklichkeit nicht länger möglich, bleibt der Vergleich zwischen den verschiedenen Weisen, sich sprachlich zu äußern bzw. sich selbst zu verstehen: „all (what) philosophy should do is compare and contrast cultural traditions“, so Rorty, um hinzuzufügen:

“So (philosophy) is a study of the comparative advantages and disadvantages of the various ways of talking which our race has invented.”⁴⁶

Für jene vergleichenden Aufgaben der Philosophie führt Rorty auch alternative Etiketten ein. So sieht er Hegels „dialektische Methode“ nicht primär als Modus der Argumentation, sondern als Ausdruck literarischen Geschicks, unterschiedliche Vokabulare ‚gegeneinander auszuspielen‘ – ohne höhere Synthesen. Statt von Dialektik könne man, so Rorty weiter, auch von Literaturkritik sprechen.⁴⁷

Was mit ‚Literaturkritik‘ konkret gemeint sein kann, wird deutlicher, wenn man Rortys weiten Begriff von ‚Literatur‘ akzeptiert. Damit ist nicht primär ein Genre des Sprachlichen gemeint; vielmehr lädt Rorty dazu ein, andere Weisen der lebensweltlichen wie theoretischen Artikulation genauso wie Literatur zu behandeln. Damit soll die Differenz von Theorien, Modellen, literarischen Schriften, religiösen Texten usw. in Bezug auf ihre Nähe oder Distanz zu einer vermeintlich externen Wahrheit dementiert werden, da jene Entfernung gemäß der obigen Prämissen nicht mehr angegeben werden und dieser Denkrahmen konfus sei. ‚Literatur‘ fungiert demnach synonym zum dem, was Rorty auch Beschreibungen, Neubeschreibungen oder Vokabulare nennt. An einer Klärung jener Konzepte ist er weit weniger interessiert als an der sich in dieser Gleichsetzung aussprechenden Idee, ein handfestes Kriterium für die „richtige Beschreibung“ im Sinn neutraler Überprüfung an etwas Nichtsprachlichem aufzugeben sei. Genau in diesem Sinne sei die Welt „well lost“⁴⁸.

⁴⁵ Zum Problem der *in- / non-comparability* siehe VON SASS, Hartmut: *Against Structural Incomparability*, in: DALFERTH, Ingolf U./BLOCK, Marlene (eds.): *The Unique, the Singular, and the Individual: The Debate about the Non-Comparable*. Tübingen: Mohr Siebeck 2021 (im Druck).

⁴⁶ RORTY, Richard: *Introduction: Pragmatism and Philosophy*, in: *Consequences of Pragmatism*, xiii–xlvii, xxxvii und xi.

⁴⁷ So RORTY: *Kontingenz, Ironie und Solidarität*, 135f. und 138.

⁴⁸ Diese Wendung geht auf einen wichtigen Aufsatz Rortys zurück: *The World Well Lost*, in: *Consequences of Pragmatism*, 3–18; ferner *Kontingenz, Ironie und Solidarität*, 137, 140, 167; *Philosophie & die Zukunft*, 9.

Was bleibt, sind Vergleiche zwischen den Vokabularen, gleichsam inter-literarische Verbindungen, die nun allerdings die allgemeine Struktur des Vergleichs und die konkrete Praxis des Vergleichens aufrufen:

F: Ein Subjekt des Vergleichs (1) vergleicht verschiedene Vergleichsglieder (2) im Hinblick auf eine Vergleichshinsicht (3) innerhalb eines bestimmten Kontextes (4) und mit einem komparativen Zweck (5).⁴⁹

Dieses (etwas vereinfachte) Formular *F* ist nun auf zwei Szenarien anzuwenden, die Rorty zwar als zusammengehörig behandelt, aber eigentlich unterscheidet. Der Aufruf, sich in immer neuen Beschreibungen zu verstehen, immer neue Vokabulare auszuprobieren, kann auf zweifache Weise verstanden werden: entweder als probeweise Übernahme bereits vorhandener Artikulationen oder als Erfindung neuer ‚Literatur‘. Und diese – heuristisch gemeinte – Alternative zwischen Rezeption und Kreativität hat Auswirkungen darauf, welche Formen die von Rorty anvisierten Vergleiche annehmen.

Zunächst zum ersten Fall, dem Vergleich vorhandener Vokabulare. Dieser ist gleichsam die Paradedisziplin der Rortyschen Ironikerin, die zwar nicht den ‚besseren‘ Zugang zu ‚den‘ Tatsachen besitze, sondern schlicht mehr gesehen, mehr erfahren, mehr gelesen habe. Rorty hegt die Hoffnung, dass diese Pluralität der Versuchung entgegenstehe, von einem einzigen Vokabular gefangen genommen zu werden.⁵⁰ Jene Mehrzahl drängt jedoch zum Vergleich, um unterschiedliche Literaturen ins Verhältnis zu setzen, zumal nicht alle Vokabulare unterschiedslos nebeneinander liegen. Daraus wiederum ergeben sich divergente Verfahren des Vergleichens, wobei drei wesentliche Varianten zu differenzieren sind:

(i) *Standardvergleich*: In Aufnahme des obigen Formulars *F* lässt sich die Standardvariante exemplarisch wie folgt beschreiben: Eine Person (1) vergleicht etwa einen demokratischen Ansatz mit einem meritokratischen (2) im Hinblick darauf, welcher ihr für das Zusammenleben geeigneter erscheint (3), und zwar im Kontext einer liberalen Grundordnung (4) und zum Zwecke, dass möglichst viele an ihr partizipieren (5). (1) steht für den meist implizit bleibenden Individualismus bei Rorty; Kollektive kommen als Subjekte des Vergleichens, näherhin als Instanz des Selbstverständnisses kaum in den Blick; dies gilt selbst dann, wenn politische Alternativen in Form inkompatibler Regierungsformen auf dem Spiel stehen (2); das Kriterium der ‚Eignung‘ ist äußerst auslegungsbedürftig und lässt seinerseits unterschiedliche Konkretionen zu (3) – unterhält aber eine enge Ver-

⁴⁹ Zu einer Analyse dieser Struktur vgl. VON SASS, Hartmut: *Vergleiche(n). Ein hermeneutischer Rund- und Sinkflug*, in: MAUZ, Andreas/VON SASS, Hartmut (Hgg.): *Hermeneutik des Vergleichs. Strukturen, Anwendungen und Grenzen komparativer Verfahren* (= Interpretation interdisziplinär 8). Würzburg: Königshausen & Neumann 2011, 25–48.

⁵⁰ Dazu Kontingenz, Ironie und Solidarität, 139.

bindung zum Vergleichskontext, der bei Rorty stets der des Liberalismus als Vermeidung von Grausamkeit ist (4); in der Zweckbestimmung möglichst umfänglicher Partizipation steckt zudem ein Restkonsequentialismus, den Rorty hingegen nicht als eine „moral theory“ verstanden wissen möchte (5). Der Grund liegt in den oben skizzierten Reserven jeglicher Theorie gegenüber, aber auch in dem Umstand, dass insbesondere die Elemente (3: Vergleichshinsicht) und (5: Vergleichszweck) ihrerseits nach Begründungen rufen, die jedoch ‚irgendwo an ihr Ende kommen‘ und auf die Kontingenzen der sozialen Umwelt aufmerksam machen.

(ii) *Zirkularität*: Das Szenario (i) bleibt noch recht unschuldig, zumal es von der meist uneingelösten Unterstellung lebt, jene Glieder des Vergleichs seien stabil oder mindestens hinreichend invariant. Für die spielerische Erprobung verschiedener Weisen des Verstehens und Selbstverständnisses ist diese Prämisse naturgemäß unerfüllt, sodass sich die Elemente des Vergleichs in einem dynamischen, oft zirkulären Verhältnis zueinander verhalten. Zwei Beispiele: Nehmen wir eine Person, die sich in religiösen Sprachspielen der christlichen Tradition zu verstehen versucht und als Alternative oder Supplement das psychoanalytische Vokabular ausprobiert. Ob dieser Vergleich derart aktiv, ja gleichsam souverän vollzogen wird, sei einmal dahingestellt. Worauf es hier ankommt, ist der einfache Umstand, dass das Vergleichssubjekt (1) nicht unberührt bleibt von der Wahl der Vergleichsglieder (2) und dem Zweck jenes verdeckt oder offenen komparativen Verfahrens (5). Denn die vergleichende Person ändert sich ihrerseits, indem ein konkretes Vokabular vorgezogen oder gar sukzessive übernommen wird. Stärker formuliert: Personen sind nichts anderes als Netzwerke narrativer (Selbst)Beschreibungen – was seinerseits lediglich ein narratives Angebot darstellt, keine These darüber, wie sich die Dinge ‚in Wahrheit‘ verhalten.⁵¹ Bereits die von Rorty immer wieder vorgenommene Zwecksetzung, ein ‚interessantes‘ Selbst zu hervorzu bringen, ist eine Aussage, die die Beschaffenheit des Subjekts betrifft. Dementsprechend befinden sich (1), (3) und (5) in einem dynamischen Komparationsverhältnis. Die vergleichende Praxis arbeitet nicht nur mit feststehenden Vergleichsgliedern, sondern es finden sich – je nach Kontext – komparative Arrangements, in denen die Wahl des *tertium* oder der zu vergleichenden Elemente das Subjekt der Komparation ihrerseits transformieren.

Ein zweites Beispiel, das nicht nur für Dynamik, sondern für Zirkularität steht: Rorty koppelt die Idee des Liberalismus an die Vermeidung von Grausamkeit. Er meint, Autoren wie Orwell und Nabokov hätten für eine liberale Sensibilität am meisten getan. Man könnte die Behauptung recht statisch verstehen, indem man etwa *1984* anderen Romanen kritischer Zukunftsversionen vorzieht; man kann aber auch auf die Zirkularität zwi-

⁵¹ Vgl. dazu THOMÄ: *Erzähle dich selbst. Lebensgeschichte als philosophisches Problem*, 132.

schen Roman, Vergleichshinsichten und -zwecken bestehen, indem der Akzent stärker darauf gelegt wird, dass Vokabulare wie jenes von 1984 unseren Sinn für das, was Grausamkeit überhaupt meinen kann und wie sie sich konkret zeigt, gestiftet haben. Damit kommt es zu einer Inversion innerhalb des komparativen settings: Die Vergleichsglieder (2) etablieren das *tertium comparationis* (3) in Verbindung mit Kontexten (4) und Zwecken der vergleichenden Beschreibung (5), die mit jener Vergleichshinsicht bereits mitgesetzt wurden.

(iii) *Revision*: Ein wiederum anderer Fall tritt ein, wenn das diachrone Element von Vergleichen und dadurch deren historische Wirkung auf die Vergleichsglieder betrachtet wird. Als paradigmatischer Fall mag das Aufeinandertreffen von Religion und Naturwissenschaft dienen – eine Konstellation, die auch in Rortys Spätwerk an Gewicht gewinnt.⁵² Die Konkurrenz zwischen neuzeitlicher Wissenschaft und konfessionell zersplitterter Religion hat dazu geführt, dass die Religion den Kampf gegenüber den sich differenzierenden Wissenschaften verloren hat – sich jedoch in dieser Niederlage ihrerseits transformierte. In anderen Worten: Die Frage, welches Vokabular die explanatorischen Aufgaben in Bezug auf Entstehung und Funktionsweise des Universums erfolgreicher übernehmen könnte, ist zugunsten von Physik und, viel später, Evolutionsbiologie ausgefallen. Doch die aus dieser Niederlage gezogene Konsequenz kann komparativ auch so aufgefasst werden, dass das unterlegene Vergleichsglied anders zu verstehen ist, indem es beginnt, sich selbst anders zu beschreiben – nicht mehr explanatorisch (*Warum-Fragen* hinsichtlich der Welt), sondern lebensweltlich-orientierend (*Wie-Fragen* hinsichtlich der Lebensführung) –, sodass nun ein völlig neuer Vergleich durch den – quasi-revolutionären – Austausch des relevanten *tertium* erforderlich ist. Der traditionelle Vergleich zwischen Wissenschaft und Religion setzte voraus, dass beide dieselbe, nämlich erklärend-begründende Aufgabe übernahmen. Sofern das der Fall ist, liegt ein recht unzweifelhaftes Resultat vor. Doch gerade dies hat ein revidiertes Verständnis dessen befördert, worum es in der Religion gehen kann: gerade nicht um Erklärungen und Begründungen, sondern um Verstehen und um eine Weise, das Leben zu führen.

Wenden wir uns nun der zweiten Hälfte jener heuristischen Alternative zu, sodass es nach den Vergleichen zwischen bereits vorhandenen Vokabu-

⁵² Rortys Religionskritik übergeht leider diesen Aspekt revisionärer Vergleiche. Er hält daran fest, dass die Vergleichshinsicht zwischen Wissenschaft und Religion dieselbe ist und gesteht lediglich zu, dass die Wissenschaft nicht ‚näher‘ an der Wirklichkeit liege, als es die Religion tue. Dies aber ergibt sich bereits aus der Absage an die Korrespondenztheorie der Wahrheit, nicht aber aus einem anderen – ‚revidierten‘ – Verständnis von Religion. Gerade unter Rortys Voraussetzungen bringen Religionen alle Zutaten für ein ‚Ethos der narrativen Selbsterprobung‘ mit; siehe jedoch RORTY, Richard: *Religion As Conversation-stopper*, in: *Philosophy and Social Hope*, 168–174; DERS.: *Kulturpolitik und die Frage der Existenz Gottes*, in: DERS.: *Philosophie als Kulturpolitik*, 15–55.

laren nun um den Vergleich bei der Kreation neuer Vokabulare geht. Zugestanden sei, dass die Grenzen zwischen beiden Varianten überaus fließend sind; und doch mag die Differenz hilfreich sein, wobei Rorty die Erschaffung neuer Artikulationsweisen wiederum in einem recht aktivistischen Vokabular beschreibt. Im Anschluss an Nietzsche und dem vom ihm beeinflussten Literaturtheoretiker Harold Bloom spricht Rorty oftmals von „strong poets“⁵³, die ihre Lebensweise nicht nur mittels interessanter Redeweisen und Metaphern ‚poetisieren‘, sondern diesen Sprach- und Bildhaushalt selbst erweitern oder erschaffen. Dies tun sie, indem für bestimmte Zwecke alternative, gegebenenfalls ‚besser‘ funktionierende Beschreibungen ge- oder gar erfunden werden, sodass die Struktur des Vergleichs eine zunächst relativ stabile ist: Das *tertium comparationis* (3), auf das hin etablierte und neu zu erprobende Redeweisen verglichen werden, steht fest – und mit ihm auch der Kontext (4) und Zweck (5) des vergleichenden Arrangements. Es wird demnach ein neues Vergleichsglied (2) gesucht, das sich gegen das bereits vorliegende durchzusetzen imstande ist, weil es im Rahmen einer ‚romantischen Ironie‘ das Ziel einer ‚interessanten‘ Ausdrucksweise zufriedenstellender erfüllt – zu fragen bleibt: *für wen? Vor welchem Forum?* Man kann von einem explorativen Vergleich sprechen, der seinerseits unterschiedliche Formen annehmen kann. Auch hier sind drei wesentliche Varianten zu unterscheiden:

(iv) *Selbsterweiterung*: Auch hier sei die Funktionsweise dieses Vergleichs durch ein Beispiel erläutert, das Rorty selbst erwägt (wenn auch in einem leicht veränderten Kontext): Freuds Entfaltung der Psychoanalyse. Für Rorty ist Freud der erste, der in Aufnahme von familienähnlichen Vorarbeiten Schopenhauers eine umfassende und weitgehend konsistente Beschreibung des Menschen vorgelegt hat, die es in dieser Form nicht gegeben hatte. Dabei legt Rorty den Akzent darauf, dass die Psychoanalyse als Exemplar eines neuen Vokabulars fungiere und dass die zentrale Annahme eines Unbewussten kein ‚unteres‘ Manual darstelle, sondern lediglich eine zusätzliche Weise, über sich nachzudenken – eine Weise, die sich zu anderen Arten der Selbstbeschreibung hinreichend konsistent verhalten müsse.⁵⁴ Im Rahmen eines Holismus personaler Identität sei, so Rorty im Anschluss an Donald Davidson, eine Person identisch mit „a coherent and plausible set of beliefs and desires“ (147). Wie weit diese Kohärenz angeichts biographischer Brüche und unterschiedlicher Selbstverständnisse einer Person reicht, beleuchtet Rorty nicht näher. Er zieht es vor, den Hauptgedanken genauer zu entfalten, nach dem Bewusstsein, Leidenschaften, Unbewusstes genau wie die Instanzenlehre und ihrer Rede von Ich,

⁵³ RORTY, Richard: *Deconstruction and Circumvention*, in: *Essays on Heidegger and others*, 85–106, 85f.

⁵⁴ Dazu RORTY: *Freud and moral reflection*, bes. 146f.

Du und Über-Ich nicht Entdeckungen des bislang Unentdeckten seien, sondern „alternative extrapolations from a common experience“ (151).

Zugleich schränkt Rorty den Relevanzbereich des psychoanalytischen Vokabulars ein, um ihn ausschließlich auf das Projekt privater Vervollkommenung und intimer Erweiterung des Selbst zu beziehen, nicht jedoch auf gesellschaftlich-öffentliche Zwecke, wofür wir ganz anders gelagerte Artikulationsweisen benötigten. Freud habe daher buchstäblich nichts zu einer Theorie des Sozialen beizutragen, sei demgegenüber aber von unschätzbarem Wert für ein ästhetisches Leben interessanter Beschreibungen, die das Ziel haben, uns zu empfindsameren Wesen zu machen. Dazu Rorty:

“The availability of a richer vocabulary of moral deliberation is what one chiefly has in mind when one says that we are, morally speaking, more sensitive and sophisticated than our ancestors or than our younger selves.” (155)

Deutlich ist, dass Rorty den eigenen, ohnehin brüchigen Dualismus zwischen Privatheit und Öffentlichkeit durcheinanderbringt, da „more sensitive and sophisticated“ zu werden, ein sozial signifikantes Merkmal einer liberalen Gesellschaft bildet, deren erstes Ziel, so Rorty selbst, die Vermeidung von Grausamkeit sei. Eben dieser Kampf verbleibt keineswegs im Privaten. In unserem Zusammenhang wichtiger ist jedoch, dass Rorty zum orientierenden Vergleich unserer Vokabulare der „moral reflection“ aufruft (so 154) und schließlich zum Ergebnis kommt, Freud habe ganz neue Wege des ästhetischen Lebens – der Ironie, des Spiels, der Wahl von Selbstbeschreibungen – eröffnet. Und so sei die Psychoanalyse anderen Weisen identitätsstiftender Narrative vorzuziehen (vgl. 155).

Ob dieses Resultat gedeckt ist, kann offenbleiben – und hängt von weiteren Faktoren ab, die zum setting eines hinreichend exakt beschriebenen Vergleichs gehören: das Subjekt und Forum des Vergleichs, die Kontexte sowie komparativen Zwecke. Was jedoch festgehalten werden kann, ist die hier latent vorausgesetzte Stabilität des vorgenommenen Vergleichs, in welchem die bereits zur Verfügung stehenden Beschreibungen (überkommene narrative, psychologische oder religiöse Vokabulare) sowie die Hinsicht des Vergleichs (Interessantheitsgrad, der sich noch einmal in Subkriterien aufteilen wird) arretiert sind, um ein neues Vergleichsglied hervorzubringen, das den ironisch-komparativen Wettbewerb gewinnen wird. Der Erfolg der Psychoanalyse ist, für Rorty, identisch mit dem Gewinn jener Komparation als Kompetition.⁵⁵

⁵⁵ Nach Rorty hat sich die Psychoanalyse als derart inkompatibel mit alternativen Ansätzen herausgestellt, dass sie sich nicht oder kaum in diese hat einbürgern lassen. Erst so kam es zur Notwendigkeit, aber auch Möglichkeit, unterschiedliche Vokabulare zu vergleichen. Dabei geht Rorty – auch dies ein Erbe Davidsons – nicht soweit von totaler Inkomensurabilität (inklusive Unübersetbarkeit) unterschiedlicher Vokabulare zu reden; dazu *The World Well Lost*, 14f.

(v) *Transformation der Vergleichshinsicht*: Neue Vergleichsglieder können jedoch den Charakter der komparativen Hinsicht, d.h. insbesondere deren konkrete Eigenschaften, nachhaltig beeinflussen. Dies verhält sich auch im Fall der Psychoanalyse so. Rortys spätromantisches Kriterium der Interessantheit als *tertium* wird psychoanalytisch neu verstanden und darin erweitert, weil nun die Faszination ‚unbewusster‘ Seiten an uns, auch die Wahrnehmung der Intransparenz des eigenen Selbst (re)vitalisiert werden – und dadurch den initialen Vergleich nicht unberührt lassen. Die Bedeutung der Vergleichshinsicht hat sich in einem entscheidenden und bis heute nachwirkenden Sinn verschoben. An die Stelle der aufklärerischen Ideale von Selbstdurchsichtigkeit und Eigenkontrolle tritt nicht nur die Einsicht in die unmögliche Erfüllung jener Maßgaben, sondern ein nahezu genteiliges Verständnis des *tertium*.

Diese Transformation ist nicht ohne den ideenhistorischen Kontext einer rationalistischen ‚Entzauberung‘ der Umwelt zu verstehen,⁵⁶ sodass das Eingeständnis, nicht „Herr im eigenen Haus“ zu sein, kein Zeichen der Unzulänglichkeit sein muss, sondern Inbegriff der eigenen Abgründigkeit sein kann. Therapie und Traumdeutung versuchen sich am Zugang zur eigenen Person, sodass das Versprechen eines Geheimnisses nicht mehr im Außen und der Natur liegt, sondern gerade nach innen zeigt. Doch Rorty entkräftet diese Erweiterung des Kriteriums, ein interessantes Selbst zu sein, dadurch, dass von wahren oder falschen Einsichten auch hier nicht die Rede sein kann. Die Integration ‚verborgener‘ Facetten des eigenen Charakters bietet nur ein zusätzliches Narrativ, das, so Rorty, den Zweck hilfreicher Selbstbeschreibungen womöglich ‚besser‘ erfüllt, als es die vorromantischen Narrative getan hatten. Hier wird die historische Kontinuität der Vergleiche durch die geschichtliche Einbettung ihrer komparativen Hinsichten überaus deutlich.

(vi) *Plurale Narrative*: Zwei Fälle, kreativ mit Vokabularen umzugehen, haben wir bislang unterschieden: die Einführung eines originellen Vokabulars (iv) sowie die Transformation des *tertium comparationis* samt dadurch veränderter Resultate eines Vergleichs (v). Ein dritter Fall spielt für Rorty allerdings die Hauptrolle, nämlich ein bestimmter Umgang mit Literatur und hier vor allem mit Romanen. Auch dieser Fall changiert zwischen Rezeption vorfindlicher Vokabulare und der Erfindung neuer. In der Aneignung bereits vorliegender Weisen der Artikulation besteht das kreative Element darin, die pluralen Narrative in ein möglichst kohärentes Verhältnis zu setzen, um sich (ähnlich wie in [iv]) als Selbst zu erweitern; Rortys Wertschätzung für literarische Autoren kann daher nicht überraschen,

⁵⁶ Vgl. TAYLOR, Charles: *Ein säkulares Zeitalter*, aus dem Englischen von Joachim Schulte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2007, 70–72.

weil sie ganz neue Weisen der Betrachtung von Personen, Kontexten und Werten anbieten und durch die Mehrzahl in Spannung versetzen.

Wie bereits festgehalten, ist ‚Literatur‘ für Rorty kein Gattungsbegriff künstlerischen Ausdrucks, vielmehr eine Funktionsbestimmung von Texten, die uns interessante Mittel geben, über etwas neu nachdenken zu können. Daher kann prinzipiell jeder Text zur Literatur werden, obgleich Rorty häufig doch von Literatur im Sinne der Narration und der Erzählung oder des Romans spricht. Die Hinwendung zur Literatur ist bei Rorty bekanntlich mit ambitionierten Erwartungen verbunden, die so weit gehen, dass eine Ablösungsgeschichte von der Religion über die Philosophie bis zum Vorrang des Literarischen vor der Theorie zu erzählen sei.⁵⁷ Wollte man Rortys Wertschätzung der Literatur – d.h. der Lektüre möglichst vieler Texte oder gar deren Erschaffung durch ‚starke Autoren‘ – moralphilosophisch einordnen, fällt eine Nähe zu tugendethischen Ansätzen auf. Nicht die Absicht oder Resultate von Handlungen stehen im Mittelpunkt, sondern die Person, deren Bildung in jene Handlungen einfließen.⁵⁸

Die Hinwendung zur Literatur – später auch zum Film⁵⁹ – im Namen moralphilosophischer Anliegen ist längst fester Bestandteil des ethischen Diskurses der Gegenwart. Dabei hat eine zentrale Rolle gespielt, ob Literatur, wie eingangs angedeutet, lediglich exemplarischen Charakter für allgemeine, davon unabhängig formulierte Theorien habe oder ob die Konkretheit des Literarischen etwas enthält, das sich in Theorien nicht generalisierend einfangen lässt. Technischer ausgedrückt: Kommt Literatur ein kognitiver Inhalt zu, der über die bloße Illustration von Theorien hinausgeht, oder ist Literatur die allein nonkognitive Form, aus der sich allgemeinere Aussagen extrahieren lassen? Doch Rorty, so scheint mir, lässt sich auf diese ihrerseits theoretische Alternative kaum ein, weil die Reserve gegenüber Moraltheorien bereits dazu führt, den Narrativen einen Eigenwert zuzusprechen. Nicht Abstraktion, sondern die Imagination des Konkreten sei das wichtigste Instrument des Guten, wie Rorty im Anschluss an John

⁵⁷ Dazu RORTY, Richard: *Philosophie als Übergangsgenre*, in: DERS.: *Philosophie als Kulturpolitik*, 160–185, bes. 163 und 166.

⁵⁸ Rorty stimmt demnach der Kritik an konsequentialistischen und deontologischen Moraltheorien zu, indem er diese zur Kritik an Theorien überhaupt – also auch der Tugendethik als ‚Theorie‘ – fortschreibt; siehe klassisch MURDOCH, Iris: *Against Dryness. A Polemical Sketch*, in: BRADBURY, Malcolm (ed.): *The novel today: contemporary writers on modern fiction*. London: Fontana 1990, 16–20, 20; BAIER, Annette C.: *What do Women want in a Moral Theory?*, in: *Noûs* 19 (1985) 1, 53–63, 59.

⁵⁹ Vgl. WARTENBERG, Thomas E.: *Beyond Mere Illustration: How Films Can Be Philosophy*, in: *The Journal of Aesthetics and Art Criticism* 64, Special Issue: ‚Thinking through Cinema: Film as Philosophy‘ (2006) 1, 19–32.

Dewey sagt.⁶⁰ Literatur als Beispiel enthält demnach alles, was wir für eine auch moralisch relevante „self-transformation“ benötigen.⁶¹

Romane, so Rorty, trügen im besonderen Maße dazu bei, uns die Kontingenz unserer Lebensformen deutlich zu machen. Dadurch würden wir unserer „Selbstbezogenheit“ entrinnen, indem durch literarische Alternativen gezeigt würde, wie variabel Standpunkte häufig sind, aber auch, wie anders, teilweise uns fremd sich das Leben gestalten kann.⁶² Romane konfrontierten uns mit diesen Variationen, erweiterten unser Selbstverständnis, aber auch die Bereitwilligkeit, Andersheit auszuhalten, gar wertzu-schätzen. Nicht die Reinigung durch wahre Geschichte oder solche, die uns einer Wahrheit näherbrächten, ist anvisiert, sondern die Expansion des eigenen Horizontes – mit Konsequenzen für das eigene Selbstbild und den Beitrag zum Zusammenleben.

Und hier werden wiederum Vergleiche relevant, weil es bei der Nebeneinanderstellung pluraler Narrative nicht wird bleiben können. Zwei Formen komparativ-kreativer Ironie sind auch hier zu unterscheiden, wobei ich mich auf Rortys eigene literarische Beispiele beziehe: Wir sahen bereits in (ii), dass Rortys ‚liberales‘ Grundanliegen darin besteht, unseren Sinn für Grausamkeit zu schärfen; dafür zieht Rorty Romane von Orwell und Nabokov heran, die nicht nur unsere Empfindsamkeit gestärkt hätten, sondern auch unsere Achtsamkeit dafür, was als grausam gelten kann. Sieht man jene Romane als moralische Werkzeuge, diese Sensibilität auszubilden und zu erweitern, liegt eine Vergleichshinsicht vor, der gegenüber literarische Quellen in Beziehung gesetzt werden kann, um zu erkennen, welche jenem Zweck gerechter werden. Die Erweiterung des Spektrums und der Quellen mag – wie in (v) – die Bedeutung der Vergleichshinsicht ihrerseits verschieben, sodass das Kriterium, auf das hin verglichen wird, durch die Glieder des Vergleichs transformiert wird. Diese Dynamik kann auch im zweiten Fall vorliegen, der jedoch nicht den Vergleich im Blick auf ein feststehendes *tertium* betrachtet; vielmehr geht es hier um die Erweite-

⁶⁰ Vgl. RORTY: *Kontingenz, Ironie und Solidarität*, 122f.

⁶¹ Zur Frage des Kognitivismus und des ‚Wissens der Literatur‘ siehe RAPHAEL, D.D.: *Can Literature Be Moral Philosophy?*, in: *New Literary History* 15, ‚Literature and/as Moral Philosophy‘ (1983) 1, 1–12, bes. 6; HÄMÄLÄINEN, Nora: *Literature and Moral Theory*. New York: Bloomsbury 2015, Kap. 1; zu Rortys Stellung dazu: LEYPOLDT, Günter: *Uses of Metaphor: Richard Rorty's Literary Criticism and the Poetics of World-Making*, in: *New Literary History* 39:1, ‚Remembering Richard Rorty‘ (2008), 145–163; PIPPIN, Robert B.: *Just Who Is It That We Have Become? Rorty's Hegelianism*, in: *The Hedgehog Review* (2016), 84–88; zum Vergleich von Literatur als Beispiel und Gedankenexperimenten in Argumenten: CONOLLY, Oliver/HAYDAR, Bashar: *Literature, Knowledge, and Value*, in: *Philosophy and Literature* 31 (2007) 1, 111–124; dagegen kritisch: EGAN, David: *Literature and Thought Experiments*, in: *Journal for Aesthetics and Art Criticism* 74 (2016) 2, 139–150.

⁶² Siehe vor allem RORTY: *Der Roman als Mittel zur Erlösung aus der Selbstbezogenheit*, 56–58.

rung des Selbst durch die Aneignung immer weiterer Geschichten, denen wir uns aussetzen.

Dies wird an Rortys Lektüre klassischer Frauenromane aus der Literatur des 19. Jahrhunderts deutlich.⁶³ Hier geht es weniger darum, ob etwa Ibsens *Nora* oder Flauberts *Madame Bovary* bestimmte Zwecke ‚besser‘ erfüllten, sondern darum, dass wir im Vergleich bestimmter Aspekte und Facetten dieser Figuren unseren Möglichkeitssinn immer weiter ausdehnen und damit unser Verständnis dafür, wie die Vollzüge des Lebens konkret aussehen können. In diesem weiten Fall stehen komparative Hinsichten, Kontexte und Zwecke noch nicht fest, sondern stellen sich latent ein, um wiederum abgelöst zu werden durch neue Vergleichskonstellationen, indem Fontanes *Effi Briest* auf den Plan tritt, um das ohnehin „weite Feld“ der Alternativen noch zu vergrößern. Beide Formen sind kreativ, weil sie von der aktiven Aneignung sowie neuen Kombinationen narrativer Möglichkeiten leben. Im einen Fall werden Romane jedoch im Rahmen eines bestimmten settings herangezogen, um verschiedene Narrative hinsichtlich eines *tertium* zu vergleichen; im anderen Fall spielt man einem Vergleich immer weitere Vergleichsglieder zu, um erst rückwirkend zu erkunden, woraufhin man sie vergleichen könnte und womöglich sollte.

3. ABSCHLUSS: IRONIE IM KOMPARATIV

Rortys komparativer Ironismus immer neuer Beschreibungen mag an zahlreichen internen Schwierigkeiten kranken – dem von ihm weithin übergangenen Umstand, dass wir die Vokabulare nicht wählen, sondern in sie ‚hineingeworfen‘ werden; den Limitierungen bei jener ironischen Wahl, die an lebensweltliche Grenzen stößt; auch der seinerseits nicht selten künstliche Zwang zum Nichtkonformen, der dem Wunsch, auch der Notwendigkeit, ein hinreichend stabiles Selbst auszubilden, entgegensteht. Trotz dieses Korrekturbedarfs bleibt die Relevanz des Komparativs in Rortys Spiel der Vokabulare bestehen. Im Fall bereits vorliegender Redeweisen drängen sich dynamischere Strukturen auf, die sowohl herkömmliche Vergleiche erlauben (in dem weitgehend alle komparativen Elemente vorliegen; (i)) als auch zirkuläre und revisionäre Varianten (die jene Elemente erproben und wiederum durch andere austauschen oder im Zuge des Vergleichens eines der Vergleichsglieder transformieren; (ii) & (iii)).

Etwas anders liegen die Dinge zunächst bei Neubeschreibungen, die sich dann gegen althergebrachte Artikulationen durchsetzen, wenn sie die Vergleichshinsicht ‚besser‘ erfüllen (iv). Ob sie dies tun oder wie ein Vergleichskollektiv die möglichen Ergebnisse abwägt, hängt wiederum von verzweigten Hintergrundannahmen ab – ob das Neue geschätzt wird; inwieweit dem Konservativen das Privileg zu- oder abgesprochen wird; was man

⁶³ RORTY: *Der Roman als Mittel zur Erlösung aus der Selbstbezogenheit*, 52 und 60.

konkret unter dem *tertium* des Vergleichs (z.B. Interessantheit) versteht und auf welche Weise man dessen Unterbestimmungen (z.B. Interessantheit ... als Relevanz, Überraschung, Kreativität, Nonkonformität, usw.) qualifiziert (v). Es ist nach Rorty vor allem die Literatur, die für die Erweiterung unserer Vokabulare sorgt und schließlich in die durchaus beabsichtigte Ambivalenz führt, unterschiedliche Vokabulare nebeneinanderzustellen oder immer neue hervorzu bringen; im einen Fall liegt der Wert schlicht im Spektrum der Möglichkeiten und dessen Expansion, im anderen Fall geht es um ein komparativ bestimmbares Narrativ, das bestimmte Zwecke am ‚besten‘ zu erfüllen verspricht (vi).

Rorty tritt für die Ablösung problemlösender Philosophie durch eine Form von „allgemeiner vergleichender Literaturwissenschaft“ ein, mithin für die Verabschiedung metaphysischer Hoffnungen auf ‚finale‘ Vokabulare durch eine Ironie, die immer neue Weisen der exemplarischen Artikulation ‚ernsthaft‘ durchspielt und schließlich einem Vergleich zuführt – und dies, wie Anscombe im voranstehenden Motto sagt, in „an area where it is not because of any gap, but is in principle the case, that there is no account except by way of examples“. Zwar geht Rorty in dieser Ablösungsgeschichte auf deutliche Distanz zu sogenannten „meta-stories“⁶⁴. Doch sein Plädoyer für einen spielerischen Umgang mit vielfältigen Beispielen und pluralen Narrativen lebt seinerseits von einer neuen, so spannenden wie spannungsreichen ‚Nacherzählung‘.

⁶⁴ So PUTNAM, Hilary: *A Comparison of Something with Something Else*, in: New Literary History 17, ‚Philosophy of Science and Literary Theory‘ (1985) 1, 61–79, 74.

Zusammenfassung

Richard Rorty gehört zu jenen Autoren, die bekanntlich die Idee aufgeben, Sätze könnten mit der Welt abgeglichen werden, um zu sehen, ob sie wahr seien. Wenn jedoch diese Art der Übereinstimmung nicht mehr ihre Aufgaben der Bewahrheitung erfüllt, verbleibt die Möglichkeit, das, was Rorty ‚Vokabulare‘ nennt, miteinander zu vergleichen. Vor dem Hintergrund dieser Transformation geht der Aufsatz den Implikationen von Rortys Ironismus nach, insbesondere dem komparativen Element im Umgang mit unterschiedlichen Artikulationen – Beispielen, Narrativen, Theorien. Und von diesem Umgang erhofft sich Rorty, dass die vergleichende Person dabei nicht nur einen interessanteren Charakter ausbilde, sondern zugleich empfindsamer werde.

Abstract

Richard Rorty belongs to those authors that say farewell to the idea of relating sentences to the world and seeing, thereby, whether they are true or not. If correspondence to reality fails to do the job of truth-making, what remains is to compare what Rorty calls ‘vocabularies’. Against the backdrop of this transition, this paper addresses a rather neglected implication in Rorty’s ironism, namely the comparative element in dealing with divergent articulations – examples, narratives, theories. Rorty hopes that through this interaction the comparative person becomes not only a more interesting character, but also a more sensitive one.